

## Gabriele Vasak

### „Madame Bovary, das bin ich!“<sup>1</sup>

Zweitens:

19. September 1851: Flaubert war nach achtzehn Monaten aus dem Orient nach Croisset heimgekehrt. Er hatte Alexandria bereist, war nilaufwärts bis zum zweiten Katarakt gefahren, hatte die Wüste gesehen und erlitten, war in Syrien gewesen, über den Libanon nach Galiläa und Konstantinopel gereist. Er hatte sich den Bauch mit Farben vollgeschlagen, eine Syphilis geholt, sein Haar hatte begonnen schütter zu werden und er hatte und sich seinem dreißigsten Lebensjahr angenähert. Von Griechenland hatte er ein Schiff genommen, das über Korfu nach Neapel übersetzte. Dort hatte ihn seine Mutter erwartet, den April hatte er gemeinsam mit ihr in Rom verbracht, nun saß er wieder an seinem Schreibtisch in Croisset vor dem Fenster, links von ihm die leise bewegte Zypresse in einem normandiegrauen Septemberhimmel, der Regentröpfchen spuckte, in seinem Kopf die Geschichte der Delphine Delamare, die lange schon nicht mehr die Geschichte der Delphine Delamare war. In den reichen Ödnis der Wüste und den dampfenden Souks der orientalischen Städte hatte die unscheinbare Gestalt aus der grauen Normandie ihre Metamorphose erfahren, an den Ufern des Nils ihren Namen bekommen: Madame Bovary. Eine lächerliche Figur, geboren aus der Dumpfheit des Bauernstandes, verbildet durch die Erziehung im Kloster, versponnen durch die Lektüre ebenso zahllos wie wahllos konsumierter romantischer Machwerke, hatte diese von der Natur begünstigte Frau den eitlen und beharrlichen Standpunkt entwickelt, für etwas Besseres geschaffen zu sein, nicht den Begrenzungen des alltäglichen Lebens unterliegen zu müssen, und war in ihren schwärmerischen Gedanken doch ebenso banal und begrenzt wie die von ihr verachtete Umwelt. Diese Frau nun in ein Lebensumfeld zutiefst bornierter Bürgerlichkeit gestellt, an der Seite eines plumpen, gänzlich unbegabten

---

<sup>1</sup> Eine zum Roman erweiterte Fassung erscheint im Frühjahrsprogramm 2006 im Verlag *Bibliothek der Provinz*.

Landarzes, und in den Falten ihrer rauschenden Röcke zwei Liebhaber, die einander vor allem an Durchschnittlichkeit und Schwäche gegenseitig übertreffen.

Dies war ein Inventar, banal genug für alle Bouilhets und Du Camps dieser Welt, banal genug auch für ihn Flaubert, um objektiv, ironisch distanziert und klarsichtig bleiben zu können und die kleinen, unerträglichen Höllen der Bürger dieses Landes zum Ausgangspunkt für eine lächerliche Tragödie zu nehmen.

Flaubert lächelte auf die beiden nebeneinanderliegenden leeren, gelblich gefaserten Seiten auf dem Schreibtisch hinunter. Vor ihm stand der ausgehöhlte Frosch aus Kristall, der als Tintenfaß diente, daneben das Gefäß mit dem Straußvoll Gänsefedern, vor dem Fenster breitete sich die ruhige, von der Seine durchschnittene Landschaft mit ihren sanften Hügeln und den Pappeln aus, und ganz nah bei ihm, links an seiner Seite die Zypresse.

Er schraubte das Tintenfaß auf, nahm eine Feder in die Hand, tauchte sie in die schwarze Flüssigkeit und begann, mit schnellen, klaren und kleinen Schriftzügen auf die links liegende Seite zu schreiben. Rechts und links des Papierbogens ließ er breite Ränder, er schrieb flüssig und ohne abzusetzen mehrere Seiten des linken Papierstapels voll. Was er in diesem ersten Kapitel zu schreiben beabsichtigte, war in groben Zügen seit langem in seinem Kopf festgesetzt, während er schrieb, kamen ihm neue Einfälle, denen er ungeordnet nachgab, sie einfach, schnell und lustvoll auf das Papier setzte. In wenigen Viertelstunden war Charles Bovary skizziert, hatte sich der Lächerlichkeit ausgesetzt, hatte mühevoll studiert und eine kaltfüßige, kränkelnde ältere Frau geehelicht, zu Grabe getragen und war das erste Mal dem Bauernmädchen Emma Rouault begegnet.

Nun kehrte Flaubert zum ersten beschriebenen Blatt zurück, las den ersten Satz wieder und wieder, währenddessen kamen ihm unzählige Einfälle, wie er den Satz anders, besser, stärker formulieren könnte, Einfälle, die er sofort wieder verwarf, sie gar nicht der Mühe wert befand, aufgeschrieben zu werden. Erst als er den ersten Satz wohl an die zweihundert Mal leise memoriert hatte, schienen ihm da und dort richtigere richtige Wörter zu kommen, er strich mit entschlossenen Strichen aus, schrieb die Korrekturen an die Ränder, die er eben dafür freigelassen hatte. Er ging mit bedächtiger Langsamkeit und größter Präzision vor,

wog jedes Wort für sich und gegen die anderen Wörter des Satzes ab, befand die meisten für zu leicht, auch die, die er an die Korrekturränder stellte, strich er nach unbarmherzig genauen Überlegungen wieder durch. In seinem Kopf schossen Wörter wie Raketen durcheinander, übereinander und gegeneinander, entzündeten sich Wortsalven, die in vom Geist nicht nachvollziehbarer Geschwindigkeit losknallten und dort verpufften, wo er sie nicht einholen und auf das Papier bannen konnte, dann wieder war eine schale, fade Öde in ihm, in der Stunden vergehen konnten, ohne daß auch nur ein Wort, das als Wort gelten konnte, sich aus seinen Gehirnwindungen pressen ließ, und so oft er die Feder auch in den gläsernen Frosch tauchte, so als könnte er dadurch herbeizwingen, daß die Wörter ihm kamen, es kamen keine.

Als der Nachmittag zu Ende ging, hatte Flaubert zwei Sätze auf seinem Blatt, von denen er jetzt meinte, daß sie vielleicht und zumindest für diesen Tag so stehen bleiben würden können, und in ihm war seit Stunden diese Leere im Kopf, und seine Glieder waren ebenso gespannt wie müde. Mehrere Gänsekiele lagen zerbrochen auf dem Schreibtisch, tausende Male hatte er auf die Zypresse geblickt und im Geist ihre Bewegung notiert während sich an Charles Bovary, mit der Mütze in der Hand nichts bewegt hatte. Vier Pfeifen hatte er seit dem Mittag geraucht, er wünschte sich die fünfte entzünden zu können, doch hatte er sich auferlegt, das erst zu tun, wenn er zumindest drei Sätze hatte, mit denen er sich für diesen Tag zufrieden geben wollte, und so schmeckte er dem Rest von Tabakgeschmack nach, der noch in seinem Mund war und bekaute den Fingernagel seines linken kleinen Fingers, während der Tölpel Charles Bovary noch immer vor der Klasse stand, mit der Mütze in der Hand, seinen Namen nicht hervorbrachte und immer noch nicht das hämisch-brüllende Gelächter der Masse Schulklassen ausgelöst hatte, ein Gelächter, das ihm, Flaubert in den Ohren klang, für das er aber keine Worte finden konnte, die seine dumpfe Roheit auszudrücken imstande gewesen wären.

Als die Zimmeruhr die achte Abendstunde anschlug, zerbrach er voll Wut und Verzweiflung den Gänsekiel, den er so in seiner Hand gehalten hatte, als könne er jeden Augenblick wie von selbst zu schreiben beginnen, zerbrach ihn in mehrere Teile, zwei waren ihm nicht genug. Er stand auf, ging eine Runde durch das Zimmer, kehrte an den Schreibtisch zurück, nahm das erste Blatt mit den beiden gültigen Sätzen auf, holte tief Luft und brüllte die Wörter mit aller Kraft in den

Raum, schrie sie der großen Wasserpfeife und dem ausgestopften Krokodil entgegen, beugte sich zu dem offenen Kamin und brüllte den zweiten Satz in den Schacht hinauf, dann keuchte er den Restatem aus und legte das Blatt Papier wieder zurück auf den Schreibtisch, die beiden Sätze hatten die Probe des gueuloir bestanden. Flaubert nahm das grüne Tülltuch, das er am Mittag auf das Sofa geworfen hatte und breitete es wieder über die Bücher, Papiere, Hefte und Karteikarten, den gläsernen Frosch und das Faß mit den Gänsekielen, als Zeichen für Julie, daß an der geordneten Unordnung seines Tisches nichts zu ändern war, löschte das Licht im Zimmer und ging mit schweren, lauten Schritten hinunter ins Eßzimmer, wo seine Mutter auf ihn wartete, um gemeinsam mit ihm das Abendessen einzunehmen.

Während des Essens sprach er kaum, füllte nur seinen massigen Körper mit Speisen und trank viel von dem roten Tischwein, den Narcisse in einer Karaffe auf den Tisch gestellt hatte. Um neun zog sich Madame Flaubert in den Salon zurück, ihr Sohn folgte ihr wenig später, und während sie an einem Gobelin stickte, entzündete er die fünfte Pfeife seines Tages, wanderte eine Zeitlang unruhig im Zimmer auf und ab und paffte leise vor sich hin, setzte sich dann in den großen Ohrensessel und übte sich in höflicher Konversation.

Um elf stand er auf, verabschiedete seine Mutter zur Nacht und schritt wieder hinauf in sein Arbeitszimmer, während die Bretter der Holzstiege unter seinem schweren Tritt knarrten. Nochmals nahm er das erste Blatt zum ersten Kapitel zur Hand, las die beiden Sätze, war nicht unzufrieden damit, aber auch nicht wirklich zufrieden, legte das Papier wieder ab, setzte sich an den Tisch und holte sein Korrespondenzpapier aus der Lade, um so wie nahezu jeden Tag an Louise Colet zu schreiben, Gefährtin und Mitwisserin seiner Schreib- und Lebensleiden, Dichterin, Muse, Geliebte. Zornig entfaltete er vor ihr die öde Leere in seinem Kopf, die ihn fast den ganzen Nachmittag lang beherrscht hatte, warf die Fragen des Stils auf, die ihn quälten, beschrieb die Schwere seiner Feder und klagte über das dumpfe Milieu und den seltsamen Ton der Farben, in denen er für zumindest das kommende Jahr zu schwimmen beabsichtigte. Jetzt flogen die Wörter auf das Papier, er ließ Wut und Sorge freien Lauf, in drei Viertelstunden hatte er ihr alles berichtet, was ihn an diesem Tag bewegt hatte, und mit leichter Feder hatte er auch das niedergeschrieben, was sie an erster Stelle von ihm hören wollte: „Du

bist es, zu der mein Denken zurückkehrt, wenn ich den Kreis meiner Träumereien zu Ende gegangen bin; ich strecke mich aus wie ein müder Reisender im Gras der Wiese, die seine Straße säumt. Wenn ich erwache, denke ich an Dich, und tagsüber erscheint von Zeit zu Zeit Dein Bild zwischen den Sätzen, die ich suche. O meine arme, traurige, Liebe, bleib mir! Ich bin so leer! Wenn ich auch viel geliebt habe, so bin ich doch wenig wiedergeliebt worden, und Du bist die einzige, die es mir gesagt hat. Mochten die anderen einen Moment vor Wollust geschrien oder mich als brave Mädchen eine Viertelstunde oder eine Nacht lang geliebt haben. Eine Nacht! Eine Nacht, das ist doch lang, ich erinnere mich kaum daran. (...) Diese phrasenhaft hingerissene Liebe, der Perlmutterglanz der Wangen, von dem Du sprichst, und das Aufbrausen der Zärtlichkeit, wie Corneille gesagt hätte, das hatte ich alles. Aber ich wäre verrückt geworden, wenn jemand diesen armen Schatz ohne Etikett aufgelesen hätte. Es ist also ein Glück: sonst hätte ich jetzt den Verstand verloren. Die Sonne, der Wind, der Regen haben etwas davon fortgetragen, vieles hat sich wieder unter die Erde verzogen, der Rest gehört Dir, glaub mir; er gehört ganz Dir, wirklich Dir.“ (19. September 1852)

Um Mitternacht versiegelte er den Brief und legte ihn auf die Kommode im Gang vor seinem Zimmer, von wo ihn Julie am frühen Morgen holen und zur Post bringen würde, verbrachte noch einige Minuten vor dem Spiegel, um sorgenvoll das sich lichtende Haar auf seinem Kopf zu betrachten und legte sich dann zur Ruhe.

Fünf Monate lang spielte und lebte Flaubert den Eremiten von Croisset mit derselben Präzision, mit der er an der Bovary arbeitete. Er stand am späten Vormittag auf, frühstückte in Gesellschaft seines Hundes, begab sich dann an seinen Schreibtisch vor dem Fenster mit der Zypresse links von ihm, um seine Korrespondenz zu sichten, unterrichtete danach seine Nichte Caroline in Geschichte, Geographie und Grammatik, und täglich um zwei Uhr schloß er sich in seinem Arbeitszimmer ein, um bis zum Abend an der Bovary zu arbeiten. Oft war er schlechtesten Stimmung, gereizt, hatte das Gefühl, daß seine Nerven offenlagen, war in Wut, ohne zu wissen weshalb. Der Roman lief nicht, das Schreiben verlangte eine übermenschliche Willenskraft, derer er sich eigentlich nicht fähig fühlte. Manchmal glaubte er, er müsse sechs Monate hintereinander schlafen, um die Gewalt der Erschöpfung, die ihn lähmte, zu brechen, aber er

arbeitete weiter, täglich mindestens sieben Stunden lang. Am Ende eines solchen Tages blieb oft nichts anderes als Bitterkeit und ein Gefühl von Demütigung, und intensiv empfand er das Fortschreiten der Zeit und seines Lebensalters. In fünf Monaten beschrieb er unzählige Blätter des gelbgefaserten Papiers, von denen nur wenige seinen Ansprüchen gerecht blieben, und noch geringer war die Anzahl jener Blätter, die auch die Probe des Gueuloir bestanden.

„Ich für meinen Teil stelle mir doch einen Stil vor“, schrieb er am 24. April 1852 an Louise Colet, „einen Stil, der schön wäre, den jemand irgendwann in zehn Jahren oder in zehn Jahrhunderten schreiben wird, einen Stil, der rhythmisch wäre wie der Vers, präzise wie die Sprache der Wissenschaft, mit dem Wogen und Brummen eines Cellos, sprühenden Feuergarben, einen Stil, der einem in den Kopf fahren würde wie ein Dolchstoß und bei dem das eigene Denken schließlich auf glatten Flächen dahinsegeln würde, wie wenn man in einem Boot mit guten Rückenwind dahinsaust. Die Prosa ist gerade gestern geboren, das ist es, was man sich sagen muß.“

Er wollte diesmal nicht den Fehler begehen, sein Werk bis zu seinem Abschluß unter Verschuß zu halten, korrespondierte ausführlich darüber, und vor allem der strenge Bouilhet war es, der den Fortgang seiner Arbeit laufend verfolgte und kritisierte.

Am 10. März 1852 reiste er zu Louise Colet nach Paris, schloß die arme liebe Muse in die Arme, erzählte ihr ausführlich von seinem Roman, las mit ihr gemeinsam Montesquieu, dinierte mit ihr an der Place de la Madeleine, schlief mit ihr, schenkte ihr seinen ägyptischen Ring, verbrachte eine Nacht mit Bouilhet im Café d'Anglais, an deren Ende sie sich den Sonnenaufgang auf der Place de la Concorde ansahen, langweilte sich in den Salons, in die Louise ihn mitnahm, und reiste nach acht Tagen zurück nach Croisset, wo er zwei Tage in Tatenlosigkeit verbrachte. Danach setzte er das Pendel seines Lebens wieder in Gang, und das hieß an einem Roman zu schreiben, in dem alle Personen ihm zuwider waren, und in den anders als beim Saint Antoine nichts, aber auch gar nichts von seinem persönlichen Gefühl miteinfließen sollte, denn äußerste Objektivität war es, zu der er sich verpflichtet fühlte. Er las viele Wochen lang die schwülstig-gefährliche Literatur, mit denen Emma Bovary sich selbst gefüttert hatte, und er schwamm auf den blauen Seen des Kitsches, um endlich die Verwirklichung eines Jungmädchentraumes beschreiben zu können: den Ball auf Vaubyessard.

Und so saß er eines Nachts an seinem Schreibtisch und starrte durch das Fenster ins Blauschwarz des späten Abends. Die Zypresse stand unbewegt und kommentierte, von seinem Platz aus gesehen von links, sein Schreiben, wie immer.

Der Wind in Croisset war meistens lau, fuhr nur dann und wann durch die Zweige des hohen schlanken Baumes und küßte ihn, aber oft, sehr oft, hielt er still, und der Park vor dem Pavillon blieb unbewegt wie ein Bild, während er immer und immer wieder die Feder in die Tinte tauchte, vor ihm das grobgefaserte, gelbliche Papier, und seine Hand zitterte dem Blatt entgegen, während in seinem Kopf sich Naturbilder übereinanderwälzten und er doch nichts anderes als Menschen, als eine Frau beschreiben wollte.

Er sah sie vor sich, nicht so wie Louise, nicht wie die sanfte Madame Schlesinger, nein so, wie sich selbst, und sein schwerer massiger Körper verschmolz in seiner Bilderwelt mit ihrer schlanken, taftrauschenden, mit Spitzen verbrämten, mit Schleifen verzierten, mit feinem Leder geschnürten Gestalt, und in seinem Kopf pochte Schmerz.

In den bürgerliche Gaststuben wie in den Salons und auf den Bällen, zu denen auch Bürger geladen waren, war sie Königin, obwohl sie Bürgerin war wie er und doch nicht Bürgerin sein wollte, ebensowenig wie er. Anders als er aber, der seinen schweren Körper bei Gesellschaften immer in eine der hintersten Ecken des Raumes drückte, stand sie hochmütig in der Mitte, die Taille auf vierzig Zentimeter geschnürt, die kleinen Füße in Atlasschuhen, und die Blicke der anderen gehörten ihr. Die der Bürger, die auch der Adelligen, und schon als sie an jenem Sommerabend mit einem Gläschen zuckersüßen Likörs, ausgeschleckt mit zurückgelegtem Kopf und bis auf den letzten Tropfen, ihr Schicksal in bessere Bahnen gelenkt hatte, hatte sie gewußt, daß sie als Königin in und aus dem Leben treten würde. Sie wollte mehr, sie wollte alles, und das Gift würde sie ebenso bis auf den letzten Tropfen schlucken wie damals den süßen Likör, und ihr Leben mit Pathos aushauchen, aber soweit war er noch nicht.

Inzwischen stand sie unwillig an der Seite eines plumpen Mannes, lächerlich anzusehen in weißen Strümpfen, Kniehosen und Samtwams, mit schweren

Händen, lächerlich wie schon zu seinen Schulzeiten als einer, der seinen Namen nicht deutlich und sicher aussprechen konnte, lächerlich in der hündischen Ergebenheit seiner Mutter gegenüber, lächerlich selbst als Arzt. Sie in schwerem gelben Brokat, das Haar zu einer kunstvollen Frisur geflochten und hochgesteckt, viel zu schwer für das kleine, weiße Gesicht mit den rotflammenden Wangen darunter, ihrem Mann in tiefer Verachtung unverbunden, fiebernd.

Die Uhr schlug die Mitnachtsstunde, und Flaubert setzte die Feder auf das gelbe Papier und ließ Worte darauflaufen. Auf seinem geröteten Gesicht bildeten sich kleine sanfte Schweißperlen, sie blieben auf seiner gerunzelten Stirn stehen, mit der linken Hand drehte er an seinem herabhängenden Schnurrbart, seine Augen traten hervor, sein Leib ruckte, die Taschenuhr an seinem samtene Wams klorrte leise. Worte flossen auf Papier, wurden wieder ausgestrichen, neue geschrieben, wütend dick durchgestrichen, unkenntlich gemacht, vernichtet in ihrer Unzulänglichkeit. Der Stuhl, auf dem er sein Gesäß unruhig hin und herschob, knarrte, die Spitzen seiner weißen Manschetten wischten leise über Holz und Papier, wütend trommelten seine Füße den arhythmischen Takt seines Schreibens und Vernichtens, die Uhr schlug die nächste Halbestunde an, noch immer lag kein Satz auf dem Papier, der nicht von zornigem Strich durchkreuzt war. Ein letzter Kratzfuß ohne Tinte auf die gelbliche Fläche, dann ließ er die Feder fallen, betrachtete seine schweren, roten Hände, ließ das Gesicht hineinfallen, atmete den Geruch von Federkiel und Schweiß, zog dann das Batisttaschentuch aus seiner Rocktasche und tupfte die Tropfen von seinem Gesicht.

In seinem Kopf hämmerte es, sein ganzer Schädel war seit Tagen ein großer schmerzender Koloß, der weiter wuchs und wuchs, manchmal hatte er das Gefühl, dieser Kopf sei mit unaussprechlichen, unbeschreibbaren Bildern entzündet, die in seinem Inneren tobten, einander mit scharfen Lanzen und Schwertern bekämpften. Seit drei Tagen hatte er nachts kaum geschlafen, war ruhelos und schmerzwund durch das Haus geschlichen, hatte die Nacht brechen und die Dämmerung kommen gesehen.

Sie in Brokatgelb mit ihrer schweren Frisur und den kleinen Füßen sprang in seinem Kopf auf und ab, ihre Taille meinte er fassen zu können, den Duft ihres mit Rosenwasser parfümierten Leibes im Raum zu riechen, und er sah sie maliziös

lächeln, während er seine schmerzende Stirn mit beiden Handflächen bedeckte, dann wieder an die Schläfen drückte, damit sie vielleicht herausspränge, sich auf das gelbe Blatt lege, sich endlich fassen ließe. In seinem Kopf rollten jetzt Mühlsteine zwischen die Bilder, die sich übereinanderlegten, sich zusammenfalteten und wieder aufbogen, bald wurde ihm rot vor den Augen. Ein dunkles, flirrendes Rot, das sich über den ganzen Raum ausbreitete und ein schrilles Pfeifen mit sich führte, ein Ton, der ihm den Atem benahm, sein Herz rasend machte. Bald wußte er nicht mehr, ob er sich die Ohren zudrücken oder mit beiden Händen an der Tischplatte festhalten sollte, in immer schnellerem Rhythmus wechselte er diese beiden Bewegungen ab, und dann schien ihm das Rasen seines Herzens die Kehle abzuwürgen und er verlor das Bewußtsein.

Der Bürger Flaubert fiel zu Boden. Sein Körper polterte schwer auf die Holzdielen, er kam mit dem Gesicht zu Boden zu liegen, das linke Bein verdreht abgewinkelt, der ganze massige Körper steif. Aus seinem Brustkorb stieg ein Atemstrom auf, preßte sich durch die Stimmbänder, aus seinem Mund kam der heilige Schrei, dann begann sein Leib sich in Zuckungen hochzubäumen, krampfte minutenlang, aus seinem Mund trat schaumige Flüssigkeit, und langsam kam der von Stößen durchzuckte Körper zur Ruhe, wurde watteweich wie der Schlaf, der jetzt über ihn kam. Am Boden ein nasses Rinnsal.

Die Uhr schlug die zweite nächtliche Stunde, als er erwachte, und er stand auf und setzte sich gleich an den Tisch, nahm die Feder zur Hand, tauchte sie in die schwarze Tinte und begann zu schreiben, denn er meinte nun, so weit zu sein, Emmas Bild festhalten und niederschreiben zu können. Seine Hand zitterte dem gelben Papier entgegen, aber wieder zögerte sie zurück, und er tauchte die Feder in das Faß, zog sie heraus, beobachtete wie die überzähligen Tropfen in die schwarze Flüssigkeit zurückglitten. Als er den Kopf hob und zum Fenster hinaussah, bildete sich der Park unbewegt ab. Eben noch waren die Ideen und Bilder über ihn hergefallen, waren in ihm entgleist, und wieder war ihm bei all dem das Gefühl, am Leben zu sein, abhanden gekommen, hatte er gemeint zu wissen, wie es war zu sterben, hatte er gespürt, wie seine Seele aus ihm wich, so wie man das Blut aus der Öffnung eines Aderlasses fließen fühlt. Nun war von all dem nichts mehr übrig als eine bleierne Zerschlagenheit und eine Erschöpfung, die bis zum äußersten ging, und resigniert legte er die Feder aus der Hand, erhob sich taumelnd, vergaß aber nicht, das grüne Tülltuch über seinen Tisch zu breiten, legte sich angekleidet ins Bett, schlief sofort ein und wachte nicht vor dem Abend des nächsten Tages auf.

In den nächsten Tagen fühlte er sich unfähig zu arbeiten, er setzte sich nicht an seinen Schreibtisch, er unterrichtete Caroline nicht, er schrieb auch nicht an Louise, saß die meiste Zeit nur in seinem Zimmer auf dem Sofa mit dem weißen Bärenfell und blätterte in den Shakespeare-Bänden. Nachmittags ging er spazieren, am Ufer der Seine, starrte in das frühlingshohe, schmutziggraue Wasser, warf Steine in den Fluß. Später ging er in eine der Gaststuben, saß dort eine Zeitlang bei einem Krug Wein und beobachtete die, zu denen er nicht gehören wollte. Er dachte an den Töpel Bovary, dessen Plumpheit auf Vaubyessard er nicht in Worte fassen konnte, fragte sich, wie es ihm gelingen würde, Emma in ihrem Brokatkleid aus dem Papier zu schlagen, sorgte sich um den Fortgang der Arbeit und wußte dabei, wie sehr die arme, liebe Muse wieder leiden würde, weil es noch lange dauern würde bis zu einem Wiedersehen, denn bevor der erste Teil des Buches nicht abgeschlossen war, kam keine Reise nach Paris oder dem Hotelzimmer in Mantes in Frage.

Wenn er die Bourgeois beobachtete, dachte er fortwährend an seine Bovary, denn ebendas war es, was er beschreiben wollte, doch der Gestank dieses Bodensatzes und die banalen Redensarten dieser Leute, die sie mit der größten Sicherheit und Überzeugung von sich gaben, bereiteten ihm körperliche Übelkeit, und er empfand ihre Vulgarität als eine der seinen geradezu diametral entgegengesetzte und begann zu ahnen, welche Qualen ihm dieses Buch noch bereiten würde. Das ganze Reden der Bourgeois war ein einziger Tummelplatz von Gemeinplätzen, Dummheiten und alterhergebrachten, nie hinterfragten Sprichwörtern und Redensarten, ihr Leben basierte auf fragwürdiger Moral und Grundsätzen, denen er nicht einmal im Ansatz folgen konnte, die Epoche tappte an einem Abgrund an Dummheit herum, ihre Idiotie war auf dem Höhepunkt angelangt. Die Bewunderung der Menschheit für sich selbst widerte ihn an, er wollte nichts wissen vom Kult des realistisch-vernünftigen Denkens, von der Theorie des öffentlichen Heils und der Staatsraison, denn all das führte in seinen Augen zu nichts anderem als einer Doktrin des Nützlichen, die jeden Ansatz von echter Kunst im Keim ersticken würde. Der Bürger Flaubert empfand äußersten Abscheu vor seinesgleichen und fühlte sich nicht als ihresgleichen. Er verachtete die Idee vom Volk ebenso wie die Idee vom König, und es war ihm bewußt, daß er zum Aristokraten wurde, der sich in einen Winkel verzogen hatte, von dem aus er seine misanthropen Gedanken weiter und weiterentwickelte. Sein Plan von einem „Dictionnaire des idées reçues“, in dem er alle Gemeinplätze seiner Epoche aufzuschreiben beabsichtigte, nahm immer mehr Gestalt an, und er sehnte den Tag herbei, da er die Bovary beendet haben würde, um sich diesem neuen Plan widmen zu können. Nichtsdestotrotz zwang er sich zu regelmäßigen Besuchen in den Wirtschaften und nahm an bürgerlichen Veranstaltungen teil, bei denen nichts anderes geschah, als daß Alltag be- und zerredet wurde, andere be- und abgeurteilt wurden. Lieber wäre er bei seinem Shakespeare gesessen, bei Voltaire, Boileau und Rabelais, hätte Louise darüber geschrieben, oder hätte mit Bouilhet nächtelang über Kunst debattiert, aber er hatte sich eine Aufgabe gestellt, und er fühlte die Verpflichtung, sie um jeden Preis zu erfüllen.

Seit jener Nacht litt er unter Kopfschmerzen und Schwindelattacken, war in gereizter Stimmung, wollte niemanden sehen auch seine Mutter nicht. Die Gesellschaft seines Hundes war die einzige, die er in diesen Tagen ertragen konnte und wollte, die Zeit schleppte sich dahin, ständig dachte er daran, wie sie verging, ohne daß er weiterschreiben konnte, und er sehnte den Tag herbei, da er endlich wieder an seinem Schreibtisch vor dem Fenster mit dem Blick auf die Zypresse Platz nehmen würde, die Feder in der Hand und vor sich das gelblich gefaserte Papier, aber ebenso fürchtete er diesen Tag, denn er wußte auch, daß ihm nach Zeiten der Schreibabstinenz die Wörter noch langsamer und zögerlicher in die Feder flossen als sonst.

Louises besorgte Briefe beantwortete er nicht, auch nicht die von Bouilhet, die wie die der Muse in regelmäßigen, kurzen Abständen in Croisset eintrafen. Vierzehn Tage lang verharrte er in beobachtender Tatenlosigkeit, und erst als er das Gefühl hatte, daß die Entzündung in seinem Kopf abgeflammt war, nahm er die Feder wieder zur Hand und schrieb zunächst an Louise: "Wahnsinn und Unzucht sind zwei Dinge, die ich derart ausgelotet habe (...) daß ich nie ein Geistesgestörter noch ein de Sade sein werde. (...) Jeder Anfall war eine Art Aderlaß des Nervensystems. Das waren Samenverluste für die malerische Fähigkeit des Gehirns, als hunderttausend Bilder zugleich in einem Feuerwerk losgingen. Die Seele wurde einem aus dem Leib gerissen, grausam (ich bin davon überzeugt, daß ich mehrere Male gestorben bin). Aber was die Persönlichkeit ausmacht, das vernunftbegabte Wesen, das ließ nicht locker; sonst wäre das Leiden nichts gewesen, denn ich wäre passiv geblieben, und ich war immer bei Bewußtsein, selbst wenn ich nicht mehr sprechen konnte. Die Seele hat sich eben ganz und gar in sich zusammengerollt, wie ein Igel, der sich mit seinen Stacheln selber wehtut. Niemand hat all das erforscht, und die Mediziner sind Schwachköpfe der einen Art, wie die Philosophen die einer anderen. Die Materialisten und die Spiritualisten verhindern gleichermaßen die Erkenntnis von Materie und Geist, weil sie das eine vom anderen abspalten."

Flaubert legte den Brief an die Muse beiseite und begann einen zweiten an Bouilhet, in dem er ihn zu einer ersten Probelesung der Bovary einlud. Entschlossen versiegelte er beide Schreiben und brachte sie polternden Schritts gleich hinunter zu Julie, mit dem Auftrag sie umgehend zur Post zu bringen. Der

Alltag des Eremiten von Croisset nahm wieder seine Lauf, er nahm die Mahlzeiten wieder mit seiner Mutter ein und leistete ihr abends für eine Weile Gesellschaft, bevor er sich in sein Zimmer zurückzog um zu arbeiten. Was ihn nun beschäftigte war eine neuerliche Überarbeitung des ersten Teils, den er Bouilhet am kommenden Wochenende vorzustellen beabsichtigte. Es ging zähe, aber stetig voran, er zerbrach viele Gänsekiele, zerknüllte unzählige Blätter des gelblich gefaserten Papiers, brauchte zwei neue Tintenfässer aus der großen hölzernen Kommode, hinter ihm, in der er Schreibutensilien aufbewahrte, die er immer sorgsam versperrte, und zu der nur er einen Schlüssel besaß.

Am Samstagmorgen gegen elf Uhr kam Bouilhet in Croisset an, Flaubert beobachtete ihn, wie er schnellen Schrittes über den Kiesweg auf den Pavillon zuschritt, den Spazierstock zielsicher setzend, und er hörte den Türklopfer und Julies Schritte, als der Freund aus seinem Blickfeld entschwunden war. Er breitete das grüne Tülltuch über den Schreibtisch, ging hinunter, reichte Bouilhet seine große, schwere Hand, beauftragte Narcisse, Tee aufzubrühen und zeigte dem Freund das Zimmer, in dem er für zwei Nächte untergebracht war. Den Tee nahmen sie im Salon gemeinsam mit Madame Flaubert ein, Bouilhet berichtete aus Paris, dann zogen sie sich in Flauberts Arbeitszimmer zurück. Bouilhet nahm auf dem Sofa mit dem weißen Bärenfell Platz, Flaubert im Lehnstuhl neben dem zweiten Fenster, er hatte Bouilhet in mehreren Briefen vom Fortgang seiner Arbeit berichtet, und es war vereinbart, daß er jederzeit seine Lesung unterbrechen sollte, wenn ihm danach war, etwas zu dem Gehörten zu sagen. Nichts von dieser Inszenierung sollte an die vergangene erinnern. Flaubert fühlte sich sicher, als er das erste Blatt zur Hand nahm, zu lesen begann und den kleinbürgerlichen Kosmos, in dem er nun seit vielen Monaten schwamm, vor Bouilhet ausbreitete. Bouilhet saß zurückgelehnt auf dem Diwan, ein Bein über das andere geschlagen, den Spazierstock hatte er an die Wand gelehnt, seine Augen waren offen und wach. Flaubert blickte oft von seinen Blättern hoch und suchte sein Gesicht, das anders als an jenen Tagen im September hell war und blieb. Von Zeit zu Zeit nickte Bouilhet, oder er notierte etwas in das mitgebrachte Notizbuch, das aufgeschlagen neben ihm auf dem Sofa lag. Wenn Flaubert jetzt die Sätze las, die vor ihm auf dem Papier lagen, hatte er vergessen, wie viele Male er sie durchgestrichen, umgeschrieben, ausgelöscht, weggeworfen, neuerfunden hatte.

Sie klangen ihm richtig in den Ohren, und er spürte Bouilhets Zustimmung und seine Bereitschaft, ihm für die weitere Arbeit mit Rat zur Seite zu stehen. Er unterbrach seine Lesung immer wieder, machte den anderen auf diese oder jene Stelle aufmerksam, bat ihn im besonderen darum, darauf zu achten, ob er sich nicht in manchen Wendungen wiederhole, und Bouilhet diskutierte mit ihm ganze Passagen durch, spendete Lob, war zufrieden mit diesem Sujet und dem, wie Flaubert daran arbeitete, sprach ihm Mut zu, so weiterzumachen. Flauberts schwerer massiger Körper fühlte sich in diesen Momenten ganz leicht an, während er mit Bouilhet sprach, rasten Gedanken und Ideen durch seinen Kopf, das Weiterschreiben des Buches faltete sich vor ihm auf wie eines, das bereits fertig war.

Das Wochenende mit Bouilhet brach Flauberts Einsamkeit auf, endlich war da jemand zur Seite, dem das was ihm am wichtigsten war ebenso viel bedeutete. Bouilhet breitete das Pariser literarische Leben vor ihm aus samt allem Tratsch und Klatsch, der dazugehörte, und der betraf in letzter Zeit vor allem Alfred de Musset, seine Alkoholexzesse und seine exzentrischen Liebschaften, von denen eine auch die zu Louise Colet war. Zwischen den Lesungen Flauberts spazierten sie am Ufer der Seine entlang oder arbeiteten an den Korrekturen des letzten Werks von Louise, der Acropole, dessen Manuskript sie ihrem Geliebten wie auch alle anderen ihrer Manuskripte zur Beurteilung geschickt hatte. Flaubert und Bouilhet gefielen sich darin, die Verse der Muse auseinanderzunehmen, ganze Passagen umzuschreiben, und bei ihrer Kritik an der ihrer Auffassung nach viel zu oberflächlichen Arbeitsweise von Louise nahmen sie sich kein Blatt vor den Mund. Flaubert schrieb mit schwungvoller Feder harsche Kommentare an die Ränder dieser beschriebenen Blätter, er kritisierte Louises Hang zu Banalitäten, Plattheiten und konventionellen Formulierungen, und bei all dem fühlte er sich noch zurückhaltend, geradezu allzu höflich. Im Gegensatz zu den Lesungen der Bovary war ihnen diese Arbeit ein leichtes, und in einem Begleitbrief formulierten sie gönnerhaft, was sie an der Acropole auszusetzen fanden. „Endlich sind wir fertig mit Deinem Werk“, schrieb er an sie, während Bouilhet noch letzte Hand an

die Korrekturen legte, „seit zwei Uhr sitzen wir daran, ununterbrochen, bis auf eine Stunde Essenspause. Ich bin zuversichtlich. So wird es gehen. Wir haben Dir die Arbeit außerordentlich vereinfacht (...) Bouilhet sucht gerade noch den letzten Vers. Er war großartig. Das ganze Stück ist von ihm umgeschrieben worden. Und er hat eine Idee gehabt, die ich als dantisch und obeliskenhaft zu bezeichnen wage. (...) Als Belohnung für unsere Arbeit, die nicht geringzuachten ist, laß das Ganze jetzt gleich (für Dich und für uns) so abschreiben, wie wir es korrigiert oder neugeschrieben haben (...) und dann sehen wir, ob es noch etwas daran auszusetzen gibt. Das Ganze wird uns dann deutlicher werden (...) Die Verse, die unsauber aussahen, sind gereinigt worden, und der Haufen von mittelmäßigen ist erbarmungslos hinausgeflogen.“ (14. März 1853)

Als Bouilhet am Montag Mittag abreiste, gab Flaubert ihm ein großes Paket voller Bücher und Briefe an Louise mit und begab sich dann wieder an seinen Schreibtisch. So mühelos wie sich während der Gespräche mit dem Freund der Weitergang der Arbeit abgezeichnet hatte, so schwer fiel es ihm jetzt wieder, die Feder zu führen, und die altbekannte, sattsam gehaßte, notwendige Qual begann erneut. Denn die Wahrheit und nichts als die Wahrheit und Menschen aus Fleisch und Blut wollte er schaffen und begreiflich machen in ihrer Unzulänglichkeit und Dummheit, in ihrer lächerlichen Liebe, ihrem zu nichts führendem Haß und ihrer zutiefst menschlichen Leidenschaft, und zwar anders als viele seiner Zeitgenossen das taten: „Plaudern wir ein wenig über „Graziella“, schrieb er (am 24. April 1852) an Louise, „ein mittelmäßiges Werk, wenn auch das Beste was Lamartine in Prosa geschrieben hat.(...) Und zunächst einmal, um es klar zu sagen, vögelt er sie nun oder vögelt er sie nicht? Das sind keine menschlichen Wesen, sondern Gliederpuppen.- Sind das schöne Liebesgeschichten, wo die Hauptsache so geheimnisumwoben ist, daß man nicht weiß, woran man sich halten soll! wo die sexuelle Vereinigung so systematisch ins Dunkel verwiesen wird wie trinken, essen, pissen etc.! Dieser Vorsatz bringt mich auf. Da ist ein Kerl, der mit einer Frau zusammenlebt, die ihn liebt und die er liebt, und nie ein Verlangen! Nicht eine unreine Wolke taucht auf, um diesen blauschimmernden See zu verdüstern! Oh Heuchler! Hätte er die wahre Geschichte erzählt, um

wieviel schöner wäre es gewesen! Aber die Wahrheit erfordert rauhere Böcke als Monsieur de Lamartine.“

Schöner und wahrer schien es ihm, wenn er diese Emma zeigte in ihrer von Klischees diktierten Sehnsucht, wie sie sich verzaubern ließ von der Atmosphäre einer adeligen Gesellschaft, zu der sie geladen war, weil Charles ganze Arbeit geleistet hatte bei der Heilung des Marquis, weil die Äpfel seines Gartens besonders wohlschmeckend waren und man seine Frau immerhin gar nicht bäurisch fand und somit Grundes genug gewesen war für eine Einladung nach Vaubyessard. Und bei ihm stand nun Emma vor Erregung zitternd vor dem kunstvollen Aufbau von Früchten, Blumen und Speisen aller Art, betrachtete mit einer Mischung aus Neid und Bewunderung die Roben der adeligen Damen, schmolz angesichts der im leichtfüßigen Tanz sich drehenden Paare und fand in einem Zigarrenetui aus grüner Seide ein Objekt, das ihre Sehnsucht dieser Nacht immer wieder ganz lebendig lassen würde. Da war sie, im Ansatz begreiflich, und die Welt des Adels, gesehen durch die Augen eines ehemaligen Bauernmädchens, die Feder Flauberts kratzte dahin, die gelblichen Seiten flogen zu Boden, er arbeitete täglich bis spät in die Nacht hinein. Mit Leichtigkeit entwarf er den ennui, der Emma nach dem Ball zu beherrschen begann, ihre kitschige Sehnsucht nach einem Leben in Paris, das sie für sich einmal als Adelige, einmal als Schauspielerin entwarf, ganz nach den Bildern der Modezeitschriften und billiger Romane, die sie ebenso wie er, Flaubert, zu unzähligen gelesen hatte, doch während sie in den von platten Worten genährten Vorstellungen von vornehm bleichen Gesichtern, Soupers bei Kerzenschein nach Mitternacht, seidenen Vorhängen, Himmelbetten und funkelnden Brillanten nahezu zu ertrinken drohte, hatte er all das mit ironisch-distanziertem Vergnügen und sezierendem Blick studiert, um die Seele einer kleinen Frau, wie sie wohl in mindestens zwanzig anderen Dörfern der Normandie lebte und litt, beschreiben zu können, und er beschrieb. Beschrieb, wie Emma sich zuerst jene kleine Extravaganzen zu erlauben begann, die sie als außergewöhnlich empfand, beschrieb, wie Charles in seiner plumpen, dumpfen Freude über das Eheglück mit ihr, ihr immer widerwärtiger wurde, beschrieb, wie sie nicht ihm zuliebe plötzlich einen Hang zum Hausfraulichen entwickelte, nähte, stopfte, das Dienstmädchen streng hielt und selbst für Ordnung unter Charles Hüten und Mützen sorgte, beschrieb, wie ihr dann angesichts der vorgestellten Kette von immergleichen Tagen in Tostes jegliche sehnsüchtige Energie abhanden kam, und sie aufhörte sich hübsch zu

kleiden, zu essen und zu trinken, bis Charles schließlich zu der Überzeugung fand, daß nur Luftveränderung und ein Ortswechsel seiner schönen Frau wieder zu Lebensfreude verhelfen könnte. Charles und Emma packten ihre Koffer, um nach Yonville zu übersiedeln, und Flauberts Feder fand das letzte Wort dieses ersten Abschnitts, und er reiste nach Paris, zu Louise.

Da waren sie nun, sie endlich zu zweit, die Muse, die von der Academie francaise anerkannte, mit Preisen bedachte Dichterin und der unbekannte hochmütige Literat aus der Provinz, der noch keine einzige Veröffentlichung vorzuweisen hatte, und er gab ihr Unterricht in allem was Kunst betraf, kritisierte ihre Gedichte, warf ihr vor, zu wenig zu lesen, ihrer Arbeit gegenüber nicht anspruchsvoll genug zu sein, nicht hart genug an ihrer Dichtung zu arbeiten. Ermahnte sie, ihre persönlichen Gefühle nicht in die Kunst einzubringen und schilderte ihr in glühenden Farben, wie sich ihr Horizont erweitern würde, wie ihre Gestalten leben würden, wenn sie sich in allem aufgelöst hätte, wenn sie jede menschliche Faser sezirt und jedes Wort bis zum letzten gesucht hätte. Und sie ließ sich all dies sagen, jetzt wo er nun endlich bei ihr war, dieser große, blonde, begabte Normanne mit dem von Mal zu Mal schütterer werdenden Haar, dem ewigen Zorn im Herzen und der leidenschaftlich körperlichen Liebesfähigkeit. Gern lag sie des Morgens, des Mittags, des Nachmittags, des Abends und des Nachts mit ihm in den Laken ihres Bettes, ließ sich lieben, liebte ihn und hörte sich an, daß er nie, niemals und um keinen Preis jemals ein menschliches Wesen in die Welt setzen würde, auch mit ihr nicht, schon gar nicht mit ihr, und sie zählte die Tage und die Stunden, die er noch bei ihr verbringen würde, bevor er wieder zurück in die Normandie reiste. Gern fuhr sie auch mit der Kutsche durch die Stadt mit ihm, den Vorhang zum Kutscher hin fest zugezogen, ganz dicht an seiner Seite, während die Wagenfederung schaukelte und draußen Blitze in der Nacht zuckten und die Laternen die Bäume gelbschwarz erleuchteten. Wenn sie dann vor ihm ausstieg, ordnete sie ihre Kleider mehr oder weniger sorgsam und zeigte der Welt ein freches Gesicht, denn solange er bei ihr war, war sie noch unbekümmerter als sonst über das Gerede der Leute. Sie saß auch gern bei Diners und Soirées mit ihm, empfing seine und ihre Freunde, speiste in Restaurants, besuchte die Oper, und immer hörte sie gern, was er zu sagen hatte, und er hatte viel zu sagen, sprach nahezu unentwegt. Aus seinem chronisch entzündeten Kopf heraus wuchsen die Gedanken ihr entgegen, rankten sich an ihren Gegenworten entlang und weiter hinauf, und in einem fort stellte er vor ihr dar, was er war und wer er

war, während sie ihm darin folgte und zuließ, daß die Blätter seines Selbst sie überwucherten, sie zuwuchsen, dem ihren manchmal kaum mehr Luft zum Atmen ließen.

In diesem August galoppierten Flauberts Ideen dahin. Er dachte und sprach all das aus, was in den langen einsamen Monaten in Croisset in seinem Kopf geschwelt und gegoren hatte, und er ignorierte die Zeichen der Erschöpfung, die sein Körper ihm gab. In einem manischen Rausch raste er dahin und beachtete nicht, daß Louise es war, die ihm dieses Rasen ermöglichte und erlaubte. Sie war an seiner Seite, ja sie war wichtig, aber manchmal vergaß er sie, vergaß sie, wenn sie gemeinsam aßen, redeten oder nebeneinander lagen, da war nur mehr er und dieser sein Kopf, der vor sich hingebart ohne Rücksicht darauf, ob die Welt diese Kinder fassen konnte.

In seiner zweiten Woche in Paris begannen die Kopfschmerzen wieder in ihm zu pochen, leise erst, doch unerbittlich und stetig lauter werdend, natürlich ignorierte er auch sie, und nur Louise sorgte sich um seine Gesundheit, aber er schlug ihre Warnungen in den Wind, nahm alle gesellschaftlichen Vergnügen, die verfügbar waren, wahr, bis zu jenem Diner an einem Sonntag Abend, von dem sie sich mit der Kutsche gemeinsam in sein Hotel fahren ließen. Während der Fahrt sprach er nichts, er bewegte sich kaum, starrte unbewegt zum Fenster hinaus. Als er die Stiegen zu seinem Zimmer vor ihr hinaufschritt, war sein Gang steif und es kostete ihn Mühe, mit dem Schlüssel ins Schloß zu finden und aufzusperren. Sein Gesicht war weiß und extrem angespannt, als er sich drinnen angelangt sofort gegen die Tür lehnte, und sie sah, wie sich seine Arme und Beine versteiften, er begann zu röcheln, seine Nägel krallten sich mit eisernem Griff in ihren Arm, polternd fiel sein schwerer Körper zu Boden und riß sie, deren Arm untrennbar mit seiner Hand verbunden war, mit sich. Louise blieb an ihn gekettet, während er vor sich hinzuckte und stöhnte, sie spürte, wie es sich in ihm in sekundenschnellem Wechsel zusammenkrampfte und wieder entspannte. Seine Augen standen offen und waren zu ihrer Seite hin verdreht, und obwohl sie wußte, daß es vergeblich war, rief sie trotzdem immer wieder seinen Namen, aber er hörte sie nicht, reagierte in keiner Weise. Sein Blick war tot, und aus seinem Mund atmete es beängstigend heftig, Speichel rann aus den Winkeln, verdickte sich zu Schaum, der schreckliche Schrei entrang sich ihm, dann zuckte sein ganzer Körper noch

einmal auf, um endlich zur Ruhe zu kommen. Flaubert lag jetzt ruhig auf dem Boden seines Hotelzimmers, seine Augen waren geschlossen und er schlief, Louise keuchend vor Angst neben ihm, noch immer an ihn gekettet, denn seine Nägel blieben weiter in ihren Arm gekrallt. Ihr Griff war schmerzhaft, und sie versuchte, seine Hand von sich zu lösen, um Hilfe holen zu können, doch es gelang ihr nicht, sie mußte da liegenbleiben, neben einem, der jetzt wie ein Kind schlief und sich durch nichts erwecken ließ. Die Zeit verrann langsam und zäh, während sie versuchte ruhig zu werden und zu überlegen, welchen Arzt sie am besten rufen könnte, wenn er wieder aufwachte, und sie zählte im Geist die Sekunden, die vergingen, und mit jeder weiteren wuchs ihre Angst, daß er diesmal vielleicht doch nicht wieder aufwachen könnte. Nach einer Unendlichkeit von zehn Minuten lockerte sich die eiserne Umklammerung seiner Hand in ihrem Arm, er schlug langsam und träge die Augen auf, blickte im Zimmer herum, bemerkte verwundert, daß er am Boden lag, während sie schon aufgestanden war und ihm, der jetzt am Boden saß, ein Glas Wasser reichte. Sie beugte sich zu seinem Ohr, sagte, sie werde einen Arzt rufen, doch er winkte erstaunt, gereizt und energisch ab und sagte mit verwaschener Stimme, sie solle sich auf das Bett setzen und schweigen oder nach Hause fahren. Er blieb noch eine Weile dort wo er sich wiedergefunden hatte, nachdem er sich verloren hatte, dann stand er langsam mühevoll auf und setzte sich zu ihr, wollte wissen, ob es schlimm gewesen war und wie lange es gedauert hatte. Louise fragte noch einmal, ob er nicht doch einen Arzt sehen wolle, er schüttelte nur verärgert den Kopf und verlangte Antwort. Auf seinen unausgesprochenen Wunsch hin versicherte sie ihm, daß er nur wenige Sekunden lang bewußtlos gewesen war und daß nichts Schlimmes vorgefallen sei, dann sagte er, daß er allein sein wolle, und sie ging.

Am nächsten Tag tauchte er gegen Mittag bei ihr auf, er hatte ein riesiges Bukett weißer Kamelien im Arm, umarmte sie leidenschaftlich mitsamt der Blumen, die währenddessen zwischen ihnen zerdrückten oder zu Boden fielen. Sein Gesicht war grau, gezeichnet, er wirkte zerschlagen, war aber guter Dinge und blieb den ganzen Tag bei ihr, verliebter und leidenschaftlicher denn je, wie uns Louise Colet in einem Memento ihres Tagebuchs berichtet. Am nächsten Tag sahen sie sich für zwei Stunden, und am darauffolgenden kam er nur mehr, um sich zu verabschieden. Der blonde Normanne kehrte in seinen Eremitenhaus in Croisset zurück. Was Louise blieb war das Bernsteinarmband, das er ihr geschenkt hatte

und das Versprechen, sobald die Bovary fertig wäre, mit ihr gemeinsam in Paris eine Wohnung zu beziehen, das er ihr gegeben hatte.

Wieder zurück in Croisset begann Flaubert all jenes Material für den zweiten Teil seiner Bovary zu studieren, dem er eine zentrale Rolle zuzuordnen gedacht - eine Landwirtschaftsausstellung in Yonville, zu der das gesamte Personeninventar des Romans sich versammeln sollte, bei der jeder im Dialog seine ihm zugeschriebene Rolle aufs perfektste zu verkörpern hatte, und bei der zu allem andern noch das erste Liebesverhältnis Emmas angeknüpft werden sollte. Um die Atmosphäre einer solchen Veranstaltung aufs genaueste wiedergeben zu können, hatte er selbst Landwirtschaftsausstellungen besucht, die ihn vor Müdigkeit und Langeweile beinahe tot zurückkehren hatten lassen. "Ich mußte mir für den zweiten Teil meiner Bovary eine dieser blödsinnigen ländlichen Zeremonien ansehen. Und doch ist es das, was man den Fortschritt nennt und worauf die moderne Gesellschaft zustrebt. Ich bin davon physisch krank. Der Verdruß, der mich da über die Augen ereilt, zermürbt mich, nervlich gesprochen, und dann stürzt mich das über längere Zeit ertragene Schauspiel der Menschenmenge immer wieder in Schlammluten von Traurigkeit, in denen ich ersticke! Ich bin entschieden nicht sozialisierbar. Der Anblick meinesgleichen macht mich schwach. Genauso ist es, im wahrsten Sinne des Wortes", schrieb er am 18. Juli 1852 an Louise.

Nichtsdestotrotz hatte er mehrere solcher Veranstaltungen schon lange vor ihrem Beginnen besucht, hatte beobachtet, wie schon am frühen Morgen die Bürger der jeweiligen Orte an ihren Haustüren gestanden waren und das große Ereignis besprochen hatten, hatte den lächerlichen Schmuck der Efeugirlanden an allen Gebäuden mit Bedeutung, die großen Zelte auf den Wiesen, die mit Trikolore-Fahnen behängten Häuserfassaden, die vollen Kneipen besichtigt, hatte die schwarzen Röcke und bunten Tücher der Frauen, die Bauernfrauen mit Körben, die nach Milch riechenden Dorfschönheiten in derben Schuhen, die Tribünen, die Transparente, die Festwiesen, die Schweine, Kühe, Pferde, Stiere, Ziegen, Hühner, die Preisrichterkollegien, die ausdruckslosen Gesichter der Honoratioren unter ihren steifen Halskrägen studiert, die Parade der Bürgermeister, der Feuerwehren, der Bürgergarden mit ihren Orden und Medaillen und den Ansturm der Massen über sich ergehen lassen, hatte sich die Ohren mit den von Blödsinnigkeiten starrenden Reden der Regierungsräte, ihrem billigen Lob des Fortschritts, des Patriotismus und der Pflichterfüllung gefüllt.

Damit nicht genug hatte er sich Kataloge kommen lassen, in denen Ausstellungsstücke und die Preisgelder für Zuchttiere, für Züchtung im

allgemeinen, für die Herstellung von Ölkuchen, für Mastversuche, Feldbewässerung, Pacht und Dienste aller Art aufgelistet waren und hatte sich unzählige Provinzblätter zu Gemüte geführt, in denen in klischeedreschender Sprache über derartige Ereignisse Bericht erstattet wurde.

Wie immer im Sommer und im beginnenden Herbst fiel ihm das Schreiben leichter, er arbeitete bei offenem Fenster, bekleidet mit einem weißen, bis zu den Füßen reichenden Seidenkittel, die Zypresse links von ihm war durch keine Glasscheibe von ihm getrennt, und er betrachtete sie wohlwollend wann immer er von seinen Papieren aufblickte und in den hysterisch blauen Frühherbsthimmel sah. Die brechende Hitze des Sommers erregte ihn, trieb ihn an und sein Schreiben voran, und je schöner er die ihrem Sterben entgegenexplodierende Natur um ihn herum empfand, umso leichter fiel es ihm, die grauen Tage der Emma Bovary in Yonville zu beschreiben: „Wenn mein Buch gut ist, wird es manch weibliche Wunde angenehm berühren. – Mehr als eine wird lächeln, wenn sie sich darin wiedererkennt. Ich werde Eure Schmerzen kennengelernt haben, arme, unbekannte Seelen, feucht von verborgener Melancholie, wie Eure Hinterhöfe in der Provinz, deren Mauern voll Moos sind.“ (1. September 1852)

Flaubert versank mit Lust in seinen gelblich gefaserten Blättern, die der warme Atem des Windes von draußen dann und wann sachte in Unordnung zu bringen versuchte. Er stand morgens gern auf, und schon während er nach dem Frühstück die neu eingetroffenen Briefe las, freute er sich auf den Beginn der ersten Nachmittagsstunde und den Moment, da er mit Schwung das grüne Tülltuch von seinem Schreibtisch ziehen und auf seinem leise knarrenden Sessel Platz nehmen würde, die Zypresse links in seinem Augenwinkel. Er arbeitete mit Elan und vollster Konzentration, lebte im Kosmos von Emma Bovary, und wenn Madame Flaubert, die als einzige das Recht hatte, während der Arbeitsstunden an seine Zimmertür zu klopfen, selten einmal von diesem Recht Gebrauch machte, erschreckte ihn dieser Überfall der Wirklichkeit oft so sehr, daß er einen lauten Schrei ausstieß und die Feder ihm aus der Hand fiel.

Abends schrieb er enthusiastische, leidenschaftliche Briefe an Louise, und das einzige was ihn in diesen Tagen beunruhigte, war der in letzter Zeit vehement von statten gehende Ausfall seines Haares, und dies war zugleich auch das einzige, was bisweilen seine Aufmerksamkeit vom Schreiben ablenkte. Wann immer eines seiner blonden Haare auf das gelblich gefaserte Papier vor ihm hinuntersegelte und sich dort zwischen die Buchstaben legte, begann reflexartig ein unruhiges

Grimmen in seinem Bauch, das ihn von Emmas Welt weg in die seine zurückholte, und er verlor mit unschöner Regelmäßigkeit den Faden seines Schreibens. So sehr er auch versuchte, diese Irritation zu verdrängen und seinen Geist wieder nach Yonville zu befördern, gelang es ihm doch nie, und er mußte jedesmal aufstehen und zum Wandspiegel gehen, den er seit einigen Wochen in seinem Zimmer anbringen hatte lassen. Dort stand er dann und betrachtete sich, sein Gesicht, sein sich unaufhaltsam lichtendes Haupthaar, und er versuchte herauszufinden, von welcher Stelle seines Kopfes sich das eben auf seine Papiere geflatterte Haar verabschiedet hatte und wo wohl die nächsten diesen Weg anzutreten beabsichtigten. Immer wieder teilte er sein kinnlanges Haar in Strähnen, um zu sehen, wo die größten Schäden zu verzeichnen waren, er ging sehr vorsichtig dabei vor, damit er nicht selbst durch mechanische Reizung dazu beitrug, den Ausfall zu beschleunigen, und oft verbrachte er ganze Viertelstunden vor dem Spiegel, während sich das Grimmen in seinem Bauch nicht und nicht beruhigte. Er war jetzt knapp über dreißig, und seine Stirn schon sehr hoch, die Vorstellung, womöglich bald kein einziges Haar mehr auf dem Kopf zu haben, ließ das Bauchgrimmen anschwellen, während das unschöne Bild eines glatzköpfigen Flaubert lebhaft vor seinem inneren Auge erstand. Obwohl ihn die Betrachtung seiner Schwäche quälte, konnte er sich oft nur schwer vom Spiegel losreißen und wieder an seine Arbeit zurückkehren, und meist notierte er dann, bevor er wieder begann, das Wort Taburel auf einem kleinen Zettel, den er dann zu seinem Korrespondenzpapier warf, denn er wollte auf keinen Fall verabsäumen, Louise wieder darum zu bitten, ihm eine neue Flasche dieses Haarwassers aus Paris zu schicken. Die kleinen Zettel, auf denen mit schneller Schrift das Wort Taburel hingeworfen war, mehrten sich in Flauberts Korrespondenzlade im Laufe des Jahres wie auch die Flaschen in seinem Badezimmer, und obwohl sich dadurch nichts am Zustand seines Kopfes änderte, rieb er sich trotzdem regelmäßig damit ein und beobachtete mit Akribie das Nachwachsen dünner, neuer Haarfädchen, die bald wieder ausfielen.

Das Jahr verging schnell, und bald war wieder Sommer und Zeit, Louise zu besuchen, doch in diesem Jahr verbrachte Flaubert nur eine kurze Woche in Paris und reiste dann weiter nach Trouville, wo die Familie ein Haus besaß und seine Mutter schon auf ihn wartete. Während er in der Postkutsche und im Schiff saß, im Gepäck eine Unzahl von Büchern und natürlich das Manuskript der Bovary, an dem er aber nur in Maßen arbeiten wollte, denn schreiben konnte er nur in seinem Zimmer in Croisset mit der Zypresse links von ihm, dachte er mit Zärtlichkeit an die arme liebe Muse, und freute sich auf die kommenden Tage, in denen er vor allem zu essen, zu rauchen, in der Sonne zu gähnen und zu schlafen gedachte, denn er hatte ein riesiges Schlafbedürfnis, und ein völliges Brachliegen seiner Schreibarbeit war ihm lieber als das literarische Feld mit halber Kraft zu bestellen.

Sechs Jahre lang war er nicht mehr in Trouville gewesen, das letzte Mal gemeinsam mit Maxime du Camp, den Rucksack auf dem Rücken, zu Fuß aus der Bretagne zurückkehrend, und als er diesmal ankam, fand er alles verändert. Das einzige was er wiedererkannte war der Salzgeruch des Meeres, von der angenehmen Verschlafenheit des Ortes war nichts geblieben. Paris hatte Trouville erobert, das jetzt voller Chalets, Lederhosen und Livreen war, und der Strand, an dem Flaubert früher einsam herumgelaufen war, war jetzt von schönen Herren und Damen bevölkert. Beim alten Haus der Familie, das in den Besitz eines Pariser Geldmaklers übergegangen war, entdeckte er künstliche Felsen, von denen alle Welt außer ihm sich einig war, sie sehr schön zu finden.

Auch die Sonne schien nicht wie erwartet, sondern Regen fiel aus einem grauen Himmel, die Segel der Boote unter seinem Fenster waren schwarz, Bäuerinnen gingen vorüber, Matrosen riefen, und er sehnte sich nach Louise und dachte an Elisa Schlesinger und ihr rotes Cape, das ihm vor vielen Jahren ermöglicht hatte, diese schönste und bewundernswerteste aller Frauen seines Lebens kennenzulernen. Damals hatte er - knapp fünfzehnjährig - bei einer Strandpromenade ihr Cape vor der hochleckenden Flut des Meeres gerettet und die Freundschaft der um zehn Jahre älteren Madame Schlesinger und ihres Mannes gewonnen. Viele Male war er später mit ihnen Bootfahren gewesen, hatte mit ihnen zusammen gegessen und Elisa, die er ebenso bewunderte wie respektierte, Jahr für Jahr wiedergesehen, ohne sie jemals zu seiner Geliebten gemacht zu haben. In ihr sah er noch immer das Ideal der ewigen, heiligen, romantischen Liebe, die sich durch nichts zerstören ließ, sie war es, die ihn traurig

und glücklich zugleich wie keine andere machen konnte, ihr galt eine Liebe, die er Louise niemals zuteil werden ließ, und während er anderen Menschen, die er vor Jahren hier kennengelernt hatte, mit gealterten grauen Gesichtern wiederbegegnete, kam ihm die Schütterkeit seines Haares wieder zu Bewußtsein, und er fühlte sich alt.

Manchmal ging er an den Strand, um den Damen beim Baden zuzusehen. Jetzt gab es neue Absperrungen, Pfähle und Netze und sogar einen Aufseher in Livree, der darauf achtete, daß kein gegengeschlechtliches Eindringen in die jeweiligen Badereviere stattfand. Flaubert saß weit hinten und beobachtete mit einem Lorgnon die badenden Frauen, mokierte sich über die häßlichen Säcke, in denen sie ihre Körper steckten, und die Wachstuchkappen, die sie auf ihre Köpfe preßten, bevor sie ins Meer gingen. Mit einer Mischung aus Mitleid und Abscheu sah er ihre schreienden, weinenden Kinder und die strickenden Großmütter, und er dachte dabei an seinen arme kleine Frau aus Yonville und begann sich wieder einmal nach dem Orient zu sehnen, nach den Wäldern Brasiliens, nach Lappland, Indien und Australien. Am Wochenende, als sein Bruder Achille mit Familie zu Besuch kam, regnete es wieder, und sie gingen mit Regenmänteln angetan an den Strand, um Muscheln zu suchen. Gustave mußte sich gemeinsam mit ihnen einen Landsitz ansehen, für dessen Kauf sich Achille zunächst begeisterte, dann daran zweifelte und schließlich abreiste, um dem Bruder den Auftrag zu hinterlassen, sich mit dem Makler zu treffen um alles Notwendige zu besprechen. So verbrachte Flaubert einen ganzen Vormittag damit, mit dem Makler über Querbalken, Dünger und mögliche Bodenverbesserungsmethoden zu sprechen, und dabei dachte er, daß er die Rasse der praktisch veranlagten, tätigen, vernünftigen, bornierten, zu allem nur halb fähigen Bourgeois nun schon sattsam kannte, und es drängte ihn, nach Croisset zurückzureisen, um sich wieder an die Bovary zu machen.

Was er Ende August auch tat. Mit Vergnügen fand er in seinem Arbeitszimmer alles so vor, wie er es verlassen hatte, entzündete seine Lampe, reihte die Federn vor sich auf und begann erneut mit der zwischen süß und bitter schwankenden Qual des Schreibens.

Die Landwirtschaftsausstellung beschäftigte ihn noch viele Monate lang. Am 21. September 1853 schrieb er an Louise: „Ah! Du glaubst ich lebe wie ein Brahmane in erhabener Versunkenheit und mit geschlossenen Augen den Duft meiner Träumereien atmend. – Wenn ich es doch könnte! – mehr als Du habe ich das Verlangen, es hinter mir zu haben, dieses Werk, meine ich. Nun sind es zwei Jahre, daß ich daran sitze! Eine lange Zeit. Zwei Jahre! Fortwährend mit denselben Gestalten und herumpatschen in einem derart stinkenden Milieu! – Was mich fertigmacht, ist weder das Wort noch die Komposition, sondern mein Ziel! Nichts, was mich daran reizen würde. Wenn ich eine Situation in Angriff nehme, stößt sie mich schon vorher durch ihr vulgäres Wesen ab.- Ich tue nichts anderes, als Scheiße zu dosieren.“

Louise antwortete nur einsilbig auf die Poetenschmerzen des Geliebten, es grämte sie, daß die Bovary noch lange nicht zu einem Ende finden würde, und daß Flaubert in seinen Briefen zwar nie vergaß, sie mit zärtlichen Worten zu bedenken, aber fern blieb, und daß der Traum vom Pariser Zusammenleben ganz offensichtlich in immer weitere Ferne rückte. Auch kränkte es sie schon seit langem, daß er sie niemals nach Croisset eingeladen hatte, und noch nicht im Traum daran gedacht hatte, ihrem Wunsch, Madame Flaubert vorgestellt zu werden, nachzugeben. Die Briefe der armen, lieben Muse an den Poeten in der Normandie wurden immer trauriger und vorwurfsvoller, ihr Ton immer klagender, und seine Not, sie mit Briefen auf die Entfernung hin zufriedenzustellen, immer größer. Er konnte nicht verstehen, daß sie seine Mutter kennenlernen wollte, bemühte sich ihr zu erklären, daß Madame Flaubert eine nicht sehr umgängliche Frau war, versprach aber, ihr ihren Wunsch zu unterbreiten und sie zu bitten, es möglich zu machen, daß sie beide einander sehen konnten, wobei er selbst nicht die Absicht hatte, mehr dazu zu tun. Der leidende Ton ihrer Briefe der letzten Zeit störte ihn, und es ärgerte ihn, daß sie seine Art der Liebe offensichtlich nicht zu schätzen wußte, zumal er nun begann, an einer Szene zu arbeiten, für die ihm die

Erinnerung an sie und ihre gemeinsamen Kutschenfahrten immer wieder als Bild vor den Augen stand.

Schon während er Emma dem Adjunkten Leon im Theater von Rouen ein zweites Mal begegnen ließ, sie dann in der Kathedrale zu einem bigotten Stelldichein zusammenbrachte, plante er den Höhepunkt dieser Begegnung und den Anfang einer neuen Liebe, der während der Fahrt in einer Kutsche stattfinden sollte, und er fieberte der Stunde entgegen, da seine Feder das stundenlange Dahinrattern dieser Kutsche über Pflaster beschreiben würde, und als sein Gänsekiel lange noch bei Emma und Leon in der Kirche verweilte, erinnerte er sich an die aufregende Lust, die er empfunden hatte, wenn Louise – die Kleider raffend - vor ihm in den Wagen eingestiegen war, wenn er mit entschlossener Geste den Vorhang zum Kutscher hin zugezogen hatte, wenn er sich so dicht neben sie gesetzt hatte, daß ihre Arme und Beine so nahe nebeneinander zu liegen kamen, daß die Wärme ihrer Körper ihrer beider Lust schon entfachte, wenn er dem Kutscher noch nicht einmal das Fahrziel genannt hatte, die Pferde noch gar nicht in Gang gekommen waren. Er glaubte, den Geruch von Louises Haut vermischt mit dem abgestandenen Mief des Kutscheninneren zu riechen, meinte das Rascheln ihrer Kleider zu hören, die Weichheit des Stoffes ihrer Wäsche zu fühlen, wenn er sie dann anfaßte, während sie ganz nah an ihn gepreßt saß, glaubte, das feuchte, lauter werdende Atmen ihres Mundes zu hören, seine Lippen auf ihrem Hals und ihre Lippen an den seinen zu spüren, den Geschmack ihrer Haut in seinem Mund, während das stete Auf und Ab und Hin und Her der Kutsche auf holprigem Pflaster sie immer dichter aneinanderbrachte. Das Klappern der Pferdehufe auf der Straße klang schon in seinen Ohren, während Emma noch im Beichtstuhl saß, vergeblich auf eine moralische Anwandlung hoffend, von ihrem zukünftigen Liebhaber mit einer Mischung aus Ungeduld und Lüsternheit erwartet. Und endlich setzte er sie in die Kutsche, ließ Leon den Befehl ins Nirgendwo zu fahren, geben und die Kutsche losrollen. Jetzt kamen ihm Bilder von einer Kutschenfahrt Louises mit Musset, er volltrunken, von den Dirnen kommend, ihr seine Liebe erklärend, kaum fähig zu sprechen, rasend vor Wut, als sie ihm eröffnete, daß sie nicht gestatten würde, daß er in diesem Zustand abends zu ihr komme. Erst hatte er vorgezogen nicht als wahr zu nehmen was sie ihm sagte, dann war er in weinerliches Bitten verfallen, hatte sie weiter bedrängt, war ihr immer näher und viel zu nahe gekommen, hatte ihr seinen alkoholgetränkten Atem ins Ohr, auf den Hals, ins Gesicht gehaucht, während sie, die Wehrhafte, die auch

nicht davor zurückschreckte, einen, der sie bezichtigt hatte, durch Protektion zu einer Pension als Schriftstellerin gekommen zu sein, mit einem Messer zu bedrohen, sie, diese Wehrhafte also, sah sich jetzt in einer unausweichlich scheinenden Lage.

Emma und Leon fuhren durch die Große-Brücken-Straße, über den Platz der Künste, den Kai Napoleon hinunter, über die Neue Brücke und weiter zum Denkmal Corneilles. Louise versuchte, Abstand von Musset zu gewinnen, rückte immer weiter von ihm weg, klebte schon an der Seitentür der Kutsche, konnte nicht mehr weiter, und er rückte erbarmungslos nach, legte ihr Tentakelarme um die Schultern, heulte ihr ins Ohr, daß er sie brauche, gerade heute abend, unbedingt heute abend, langsam verlor seine Stimme ihren beschwörenden Ton, und seine Weinerlichkeit schlug in Aggressivität um. Jetzt rasselte der Wagen der Madame Bovary den Abhang zum Lafayette-Platz hinunter und bog dann schneller werdend zum Bahnhof hin ab, aber die Stimme Leons befahl geradeaus zu fahren, also machte der Kutscher, dem schon der Schweiß von der Stirne lief, kehrt und lenkte das schwere Gefährt auf den Ring, durch eine Seitenallee dem Ufer der Seine zu, bis an die Wiesen, den Schifferweg entlang, über schlechtes Pflaster, durch die Elbeuferstraße und machte zum dritten Mal Halt vor dem Botanischen Garten. Und während die Stimme Leons wütend befahl, weiter zufahren, wurde Mussets Wut Louise gefährlich, seine Stimme kreischend, umschlagend, jetzt packte er sie hart am Arm, drehte ihr Gesicht gewaltsam dem seinen zu, schrie sie an, beschimpfte sie.

Emmas und Leons Wagen machte indessen immer und immer wieder kehrt, begann eine Kreuzundquerfahrt ohne Ziel und Plan durch die Straßen und Gassen, über Plätze und Märkte, an den Kirchen und öffentlichen Gebäuden vorbei, während der verzweifelnde Kutscher nicht begriff, welche Bewegungswut in seinen Fahrgästen steckte, die nun schon seit Stunden nirgends haltmachen wollten.

Louise wußte sich nicht mehr anders zu helfen, als Musset damit zu drohen, daß sie aus dem fahrenden Wagen springen werde, wenn er sich nicht beruhige, aber er beruhigte sich im Gegenteil überhaupt nicht, schrie sich in noch größere Rage, verlachte ihre Drohung, fragte höhnisch, ob er ihr nicht dabei behilflich sein könne, sich aus dem Gefährt zu stürzen.

Als der Wagen der Emma Bovary mit seinen herabgelassenen Vorhängen gegen sechs Uhr abends endlich in einem Gäßchen in der Vorstadt hielt und eine tief

verschleierte Dame entließ, öffnete Louise den Wagenschlag. Sie sah auf das vor ihren Augen verschwimmende Pflaster hinunter, hörte das Trappeln der Pferde jetzt laut, sie hatte Angst, doch noch mehr war sie in Wut, und so versetzte sie Musset mit aller Kraft die sie besaß, einen unerwarteten Stoß in die Seite, der ihn in die andere Ecke des Wageninneren fallen ließ, raffte ihre Röcke und sprang. Sie landete unsanft auf hartem Pflaster, auf den Knien, schlug sie sich blutig, zerriß ihr Kleid, doch ungeachtet dessen stand sie auf und ging so aufrecht sie nur konnte weiter, bis zu einer Baustelle auf der Place de la Concorde. Der Wagen, in dem sie und Musset gesessen waren, hielt vor ihr, der Kutscher sprang dienstefrig vom Bock, kam roten Gesichts zu ihr gelaufen, sagte der Herr schicke ihn um zu fragen ob sie sich verletzt habe. Sie zeigte ihm ein hochmütiges, offenes Gesicht und antwortete, er solle ausrichten er hätte sie nicht gefunden. Der Kutscher stand noch eine ganze Weile vor ihr, wechselte von einem Bein auf das andere, konnte sich entschließen zu gehen um Musset diese Nachricht zu überbringen. Er beteuerte ihr, daß er seinen Herrn als einen Schuft und sie als eine anständige Frau ansah, doch sie befahl ihm entschlossen endlich zu gehen und auszurichten, was sie ihm aufgetragen hatte.

Und während Emma Bovary tief verschleiert in ihr Hotelzimmer eilte, humpelte Louise Colet über den Place de la Concorde, um einen anderen Wagen aufzuhalten, der sie nach Hause bringen sollte. Flauberts Feder kratzte dahin, in seinem Kopf lagerten sich die Bilder von Louise und Emma Bovary, Musset und Leon übereinander, und heftig empfand er wieder die Wut auf Musset, die ihn tagelang beherrscht hatte, als Louise ihm darüber in einem ihrer Briefe berichtet hatte, aber daß er sie und Musset als Vorbild für Emma und Leon verwendet hatte, sollte die arme liebe Muse nicht erfahren. Ebenso wenig wie die Tatsache, daß er viele der sentimentalen Geschenke, die sie ihm gemacht hatte, seine Emma ihrem Geliebten schenken ließ, darunter auch ein Medaillon mit der Inschrift „Amor nel Cor“, denselben Worten, die Louise ihm auf ein Zigarrenetui hatte gravieren lassen. Denn je mehr die Muse ihn in ihren Briefen zu bedrängen begann, je energischer sie seine nächste Reise nach Paris vorantreiben wollte, je heftiger sie auf dem Treffen mit seiner Mutter bestand, desto mehr war er geneigt, sie und ihre offensichtlich konventionellen Sehnsüchte als Vorbild für die banalen Herzschmerzen der Emma Bovary zu verwenden.

Trotzdem berichtete er ihr weiter vom Fortschreiten seiner Arbeit. „Seit zwei Uhr nachmittags schrieb ich an der Bovary. Ich bin bei ihrer Vögelei, in vollem Schwange, mittendrin. Man schwitzt und hat eine zugeschnürte Kehle. Das ist einer der seltenen Tage meines Lebens, den ich ganz in der Illusion verbracht habe, von morgens bis abends. Als ich vorhin das Wort „Nervenanfall“ schrieb, war ich so in Fahrt, ich habe so laut gebrüllt, ich habe so tief gefühlt, was meine kleine Frau empfand, daß ich selber Angst hatte, einen zu bekommen. (...) Mir geht es wie einem, der zuviel gefickt hat (verzeih den Ausdruck), das heißt, ich bin in einer völlig rauschhaften Ermattung. – Und da ich bei der Liebe bin, ist es nur recht, wenn ich nicht einschlafe, ohne Dir eine Liebkosung zu schicken, einen Kuß, und alle Gedanken, die mir noch bleiben.“ schrieb er am 23. Jänner 1854.

Doch eine Liebkosung, ein Kuß und ein paar Gedanken, lieblos an das Ende einer Litanei über die Literatur gestellt, waren Louise zu wenig, sie wollte nicht mehr über die Kunst mit ihm korrespondieren, antwortete nicht mehr auf die von Flaubert beschriebenen Lüste und Qualen seiner Arbeit, sondern klagte und weinte in ihren Briefen, jammerte, schluchzte und schrie, wollte erzwingen, daß er mit ihr bald nach Paris ziehe, wollte ihn um jeden Preis dazu bringen, sie seiner Mutter vorzustellen, verlangte, daß er sie heirate. Doch er reagierte darauf nicht, und so versuchte sie, ihre bittere Enttäuschung zu vergessen, indem sie ihre Gedichte nicht mehr ihm, sondern Maxime du Camp widmete, mit Alfred de Vigny ausging, sich zur Maitresse von Flauberts bestem Freund Louis Bouilhet machte, aber sie konnte ihren Gustave nicht vergessen und fuhr fort, ihm traurige, anklagende Briefe zu schreiben. Louise versuchte mit aller Gewalt, sich den großen blonden Normannen aus dem Herzen zu reißen, doch er war mit Widerhaken in dem pulsierenden Lebensorgan in ihrer Brust festgemacht, und jeder Versuch ihn von dort wegzubefördern, brachte ihr nur neue Wunden bei. Ebenso wie seine Briefe, die früher einmal die größte Freude ihrer Tage gewesen waren: „Hast Du denn nie irgendetwas von allem, was ich geschrieben habe, begriffen. Hast Du nicht gemerkt, daß die ganze Ironie, mit der ich in meinen Werken über das Gefühl herfalle, nichts anderes ist als Schrei eines Besiegten, wenn schon keine Siegeshymne? Du verlangst nach Liebe, du beklagst Dich, daß ich Dir keine Blumen schicke? Ah! ich denke sehr wohl daran, an Blumen! Nimm doch irgendeinen braven, frisch erblühten Jungen, einen Mann, der gute Manieren hat und denkt, wie alle denken. Ich bin wie die Tiger, die vorne an der Eichel

angewachsene Borsten haben, mit denen sie das Weibchen aufreißen. Das äußerste Ende all meiner Gefühle hat eine scharfe Spitze, die die anderen und manchmal auch mich selbst verletzt. (..) Dein Wolfsjunge vom Aveyron umarmt Dich.“ (25. Februar 1854)

Sie sahen sich noch einmal, aber nun war es soweit, daß alles das, was er an ihr einmal geschätzt und geliebt hatte, ihn nur mehr wütend und aggressiv machte. Wenn sie nebeneinander hergingen und sie ihn beim Namen nannte oder ihn berührte, empfand er Ekel und körperlich empfundene Abwehr. Er mußte sich beherrschen, sie nicht mit gröbsten Worten davonzujagen, und mit Groll dachte er daran, daß sie es war, die immer untreu gewesen war und dabei ständig ihn mit ihrer Eifersucht traktierte und ihm ohne Unterlaß seine angeblichen Schwächen und seinen Egoismus vorwarf: „Nun, arme, liebe Louise, soll ich Dir sagen, was ich wirklich denke, oder vielmehr Dir, was Du wirklich fühlst? Ich glaube, deine Liebe wankt. Die Unzufriedenheit, das Leid, das ich Dir bereite, haben nur diesen einen Grund. Denn wie ich bin, bin ich immer gewesen! Doch jetzt nimmst Du mich besser wahr, und Du fällst ein Urteil über mich, ein vernünftiges, was weiß ich. Liebt man indessen voll und ganz, liebt man das, was man liebt, so wie es ist, mit seinen Fehlern und seinen Ungeheuerlichkeiten. Noch die Krätze betet man an, liebt innig den Buckel und saugt mit Wonne den Atem ein, der einen vergiftet. So ist es auch mit dem Seelischen. Nun bin ich aber verdorben, gemein, egoistisch etc. (...) Aber ich werde mich nicht ändern. Ich werde mich nicht bessern. Ich habe schon so vieles in mir ausradiert, korrigiert, vernichtet oder geknebelt, daß ich dessen müde bin.“ (13. Jänner 1854)

Noch im selben Monat dieses Jahres erteilte er ihr eine endgültige Absage, was ein Zusammentreffen mit Madame Flaubert betraf, von da an kam er nicht mehr nach Paris, auch nicht mehr in das Hotelzimmer in Mantes, wo sie sich immer getroffen hatten, wenn die Zeit zu knapp für den Weg nach Paris gewesen war, und nur mehr selten griff er abends zu Feder und jenem Papier, das er immer für Louise reserviert gehabt hatte.

Im Oktober des Jahres 1854, an einem schon finsternen, nach Winter riechenden Herbstabend, rollte eine Kutsche vor dem Pavillon Flauberts in Croisset an, und Louise Colet stieg dort aus, wo ihr Geliebter sie nie hatte empfangen wollen – in

seiner Eremitenresidenz, in einem Haus, in dem er nur mit seiner Mutter zu leben wünschte, in einem Zimmer, zu dem niemand uneingeschränkter Zugang hatte, vor einem Fenster, dessen Blick auf die Zypresse links von ihm nur ihm gehörte. Louise hatte Angst und sie war krank, ein Schüttelfrost von einem Fieber, das sie seit Wochen nicht verlassen hatte, ließ sie zittern, aber sie wußte nicht, ob es das Fieber war oder die Angst vor dem eigenen Mut, das sie frösteln ließ, doch Mut war es eigentlich nicht gewesen, der sie hierherfahren hatte lassen, sondern vielmehr das Gefühl, keine andere Wahl zu haben. Und so stand sie auf dem Kiesweg, über den Bouilhet so viel Male sicheren Schrittes gegangen war, sicher auch, mit Freundschaft und Freude empfangen zu werden, und ihr Gesicht war bleich und unschön von Angst und Krankheit. Sie sah hinauf zu dem Fenster, vor dem er wohl saß, denn es war beleuchtet, sah dorthin, wo sie ihn sich schon unzählige Male vorgestellt hatte, wie er da saß und an der Bovary schrieb und irgendwann auch an sie. Sie blieb einfach da stehen und wartete, wartete, was passieren würde, und bald sah sie einen Schatten, der er war, an seinem Fenster, sah seine massige Gestalt den Vorhang beiseite wischen und gleich darauf wieder zurücktreten. Wäre in ihren Ohren nicht das Rauschen des Fiebers gewesen, hätte sie bald danach seine schweren Schritte die Treppe hinunterpoltern gehört, aber sie hörte nur das, was in ihr war, und sah kurz darauf ein stummes Bild. Flaubert, in seinem bodenlangen Seidenkleid, in dem er zu arbeiten pflegte, wie er die Eingangstür zu seinem Haus aufriß und als mächtige schwarze Silhouette im hell erleuchteten Türrahmen, der ihn kaum fassen konnte, stand, regungslos, fassungslos. Es kam sie beinahe das Lachen an, als sie ihn in seiner Robe sah, an den Füßen Pantoffeln und der große Kopf mit den zu beiden Seiten aus dem Gesichtsfeld ragenden Schnurrbartenden. Der da war ihr Geliebter? Der große Literat? Der Meister des Stils? Der Verteidiger der wahren Kunst? Der Verfasser ebenso kunstsinniger wie deftiger Liebesbriefe? Der weitgereiste Hurenkenner? Der Gefährte ihres Bettes? Einen Moment lang graute ihr vor ihren Gefühlen für diesen Mann, der da stocksteif im Türrahmen stand, ebenso unbewegt wie sie auf dem Kiesweg, zehn Meter von ihr entfernt, und sie starrte ihn an und versuchte sich in Erinnerung zu rufen, was sie dazu getrieben hatte, diese Fahrt nach Croisset zu machen. Jetzt sah sie den Schatten eines Tieres sich neben Flaubert in die Tür drängen, sein Hund, und dieser Hund schlug jetzt an, bellte, verbellte sie, die Muse, die Geliebte, die er nicht kannte, und Flaubert tat nichts, gebot ihm nicht Einhalt, hielt ihn nicht fest, als er sich aus dem Türrahmen löste und auf sie

zujagte, und sie sich in ihre Kutsche zurückflüchten mußte. Jetzt saß sie in diesem Wagen, in dem sie so oft mit ihm gesessen war, und er stand draußen an der Schwelle seines Hauses und fand es nicht einmal der Mühe wert, den Hund zurückzurufen, geschweige denn an das Fenster ihres Wagens zu treten, um ein Wort mit ihr zu wechseln. Louise sah auf den springenden, bellenden Köter hinunter, die Lächerlichkeit des Bildes von Flaubert hatte sie vergessen, das Fieber begann wieder sie zu schütteln und sie gab dem Kutscher den Befehl, zu fahren, zurück nach Paris, so schnell er konnte.

Ab diesem Zeitpunkt waren die Beziehungen zwischen dem Poeten aus der Provinz und der Dichterin aus Paris beendet. Den Winter dieses Jahres verbrachte Flaubert zwar in Paris, doch stieg er nicht wie früher im Hotel du bon La Fontaine in der Rue des Saints Pères ab, denn dies lag zu nahe der Wohnung von Louise Colet, rue de Sèvres. Louise erfuhr trotzdem von seinem Aufenthalt, machte seine Adresse an der rive droite ausfindig, und am 5. März 1855 erschien sie dreimal im Hotel du Helder, ohne ihn anzutreffen, und so hinterließ sie ihm Nachricht. Am darauffolgenden Tag erhielt sie seine Antwort, den letzten in einer langen Reihe von Briefen, die Flaubert an Louise Colet geschrieben hatte:

„Madame, Ich habe erfahren, daß Sie sich gestern abend die Mühe gemacht haben, mich aufzusuchen. Ich war nicht da. Und in der Furcht vor den verheerenden Reaktionen, die eine solche Hartnäckigkeit Ihrerseits Ihnen von meiner Seite eintragen könnte, verpflichtet mich der Anstand, Ihnen vorsorglich mitzuteilen, daß ich nie da sein werde. Hochachtungsvoll: G.F.“

Drittens:

Über die weitere Entstehungsgeschichte der Madame Bovary wissen wir wenig, denn es war nur Louise, der Flaubert so ausführlich und eindrücklich über seine Arbeit im Pavillon zu Croisset berichtet hatte. Nur soviel: Er arbeitete noch ein weiteres Jahr an seinem Roman, Bouilhet besuchte ihn noch einige Male in Croisset, und im Herbst 1855 trafen sie sich zu mehreren, vielstündigen Arbeitssitzungen in Paris.

Er beendete den Roman im April 1856, danach reiste er noch einmal zu Bouilhet nach Paris, um ihm das gesamte Werk vorzulesen. Am 31. Mai dieses Jahres übergab er seinen Text an seinen Freund Maxime du Camp, der Herausgeber der liberalen Literaturzeitschrift „Revue de Paris“ war. Du Camp, der die Schärfe der literarischen Zensur jener Zeit kannte, riet ihm, einige Passagen zu streichen, aber Flaubert weigerte sich. Trotzdem erschien der erste Teil in der Ausgabe vom ersten Dezember mit Streichungen, zu denen Flaubert seine Zustimmung nicht gegeben hatte, doch hielt auch das die Mühlen der Justiz nicht auf, zu mahlen. Nach dem Erscheinen des letzten Faszikels der Madame Bovary in der Revue de Paris begann das Gerücht umzugehen, daß der Autor und die Zeitschrift gerichtlich verfolgt würden. Flaubert gab zunächst nichts auf die Gerüchte, erst als sie sich verdichteten und absehbar war, daß es zum Prozeß kommen würde, bat er seinen Bruder darum, einige einflußreiche Freunde einzuschalten.

Am 14. Dezember 1856 wurde die Revue de Paris beschlagnahmt, und wenig später erhielt Flaubert eine offizielle Vorladung zu Gericht. Er wie auch sein Verleger und der Drucker der Zeitschrift wurden angeklagt, die öffentliche Sitte und Moral gefährdet zu haben, und wurden aufgefordert, sich im Rahmen eines Verfahrens gegen sie vor Gericht zu verantworten.

Auf den Rat des Literaturkritikers Sainte-Beuves hin begann er, zu seiner Verteidigung obszöne und blasphemische Passagen aus den Werken anderer, anerkannter Dichter zu suchen und zu sammeln. Er bat all seine Freunde, ihn dabei zu unterstützen und vor allem bei den zeitgenössischen, religiösen Schriftstellern nach sittengefährdendem Gedankengut zu fahnden. Seine Verteidigung im Prozeß vertraute er Maitre Sénard, einem aus Rouen gebürtigen Anwalt und Freund der Familie Flaubert an, und am 29. Jänner saßen der

Herausgeber Laurent-Pichat, der Drucker Auguste Pillet und der Autor Gustave Flaubert auf der Anklagebank im Pariser Justizpalast.

Die Anklage führte Generalstaatsanwalt Ernest Pinard. Mehrere Stunden lang listete er mit akribischer Genauigkeit alle Szenen des Buches auf, die er als obszön oder blasphemisch beurteilte, zitierte auch aus der Tenation de Saint Antoine und verfolgte mit sturer Beharrlichkeit das Ziel, Flaubert als einen unmoralischen und unreligiösen Menschen und Künstler zu entlarven, der die härteste Strafe verdiente, ebenso wie der Verleger, der sich erdreistet hatte, ein solches Machwerk zu veröffentlichen, in dem der Ehebruch verherrlicht, die soziale Ordnung bedroht und die Religion beleidigt wurde. Senard echauffierte sich im besonderen über die Szene, in der Flaubert den Tod der Emma Bovary beschrieben hatte – die letzte Ölung in Anwesenheit des Priesters, in der diese bis zum letzten Augenblick kitschige Frau sich noch einmal der romantischen Süße ihrer ersten mystischen Erfahrungen im Kloster erinnert und ihren sündigen Körper wollüstig dem Kreuz Gottes entgegenhebt.

„Madame Bovary stirbt vergiftet. Sie hat viel gelitten, das ist wahr, aber sie stirbt zu ihrer Stunde, an ihrem Tag, nicht weil sie eine Ehebrecherin ist, sondern weil sie es will. Sie stirbt im vollen Bewußtsein ihrer Jugend und ihrer Schönheit. Sie stirbt, nachdem sie zwei Liebhaber hatte, hinterläßt einen Mann, der sie liebt, der sie anbetet, der das Portrait Rodolphes finden wird, der die Briefe beider Liebhaber finden wird, der diese Briefe an eine zweifache Ehebrecherin lesen wird, und der sie nach all dem noch über das Grab hinaus und noch mehr als zuvor lieben wird. Wer kann die Frau in diesem Buch verdammen? Niemand. Diese Schlußfolgerung muß man ziehen. Es gibt in dem Buch keine Person, die sie verurteilt. Wenn Sie darin jemand Vernünftigen finden, wenn Sie ein einziges tugendhaftes Prinzip finden, nach dem der Ehebruch verurteilt wird, habe ich unrecht. Aber, wenn es in dem ganzen Buch keine Person gibt, die diese Ehebrecherin dazu zwingt demütig den Kopf zu senken, wenn es keine einzige Idee und keine Zeile gibt, in der die Tugend den Ehebruch verdammt, dann bin ich es der Recht hat, und das Buch ist unmoralisch.(...)“

Diese Art von Moral stigmatisiert die realistische Literatur, doch nicht weil sie Leidenschaften zeigt: Haß, Rache, Liebe : die Welt lebt davon, und die Kunst muß das zeigen. Aber wenn sie es hemmungslos, ohne Maß und ohne Regeln tut, so

handelt es sich nicht um Kunst. Diese Art von Kunst wäre wie eine Frau, die sich ohne Kleider zeigt. Aber man wächst nur durch Regeln. Wenn man der Kunst die Regel des öffentlichen Anstands auferlegt, so unterwirft man sie nicht, sondern man ehrt sie. Das, meine Herren, sind die Prinzipien, zu denen wir uns bekennen, das ist eine Doktrin, die wir besten Gewissens verteidigen.“

Flauberts Verteidiger Senard entwickelte daraufhin in viereinhalb Stunden sein Plädoyer, in dem er die exzellente Reputation der Familie Flaubert beschrieb, die Seelengüte und die intellektuellen Qualitäten des Vaters, die auch seine Söhne besaßen, von denen der eine in die Fußstapfen des Vaters getreten und Wissenschaftler geworden war, während der andere seiner Berufung zu einem außergewöhnlichen Künstler gefolgt war. Senard zitierte einen Brief von Lamartine, jenem Autor der *Graziella*, den Flaubert in einem Brief an Louise seinerzeit so scharf kritisiert hatte, doch ebendieser Lamartine schrieb, daß die *Madame Bovary* das schönste Werk sei, das er seit zwanzig Jahren gelesen hatte. Und er zitierte auch weiter: „Ich las das Buch mit Begeisterung bis zum Schluß, doch ich muß Sie für die letzten Seiten rügen. Damit haben Sie mir weh getan, ich habe tatsächlich und buchstäblich gelitten. Die Buße steht in keinem Verhältnis zum Vergehen; Sie haben einen furchtbaren, grauenhaften Tod geschaffen! Ohne Zweifel muß die Frau, die das Ehebett beschmutzt, Buße tun, aber diese ist schrecklich, das ist eine Marter, wie man sie noch nie gesehen hat. Sie sind zu weit gegangen, die Gewalt dieser Beschreibung der letzten Augenblicke des Todes hat mir unsägliches Leid bereitet.“

Auch Senard faßte in seinem Plädoyer den Roman zusammen, doch er unterstrich ganz andere Gesichtspunkte als Pinard, und zeigte, daß es sich um ein zutiefst ernsthaftes und in keinster Weise erotisches Buchen handelt. Oft zitierte er die selben Passagen wie Pinard, aber er interpretierte sie anders. Er erinnerte daran, daß Flaubert von Montesquieu und Rousseau beeinflusst war, Autoren, deren Werke in den Schulen zur Pflichtlektüre gehörten. Und er zitierte aus den von Flaubert und seinen Freunden gesammelten Passagen dieser und anderer anerkannter Autoren, die weitaus gewagter waren als die des inkriminierten Flaubert. Dem gefiel der Prozeß, er konstatierte mit Befriedigung das große öffentliche Interesse an seiner *Causa*, genoß das exzellente Plädoyer seines Anwalts und ließ für 60 Francs die Stunde eine Stenografin alles mitschreiben, was zum Triumph für ihn und Senard reichen sollte. ,

Das Urteil wurde am 7. Februar verlautbart. Flaubert, Pichat und Pillet wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Wenig später unterschrieb Flaubert einen Vertrag mit dem bekannten und erfolgreichen Verleger Michel Levy. Die Madame Bovary erschien im April 1857 und war damit das erste Buch, das der nun mehr fünfunddreißigjährige Flaubert veröffentlicht hatte.

Auf der ersten Seite finden wir noch heute nach einer Danksagung an Maitre Senard die Widmung „Für Louis Bouilhet“.